

ANDREAS PFLÜGER

GER

LEN

DET

Thriller Suhrkamp

Andreas Pflüger

GEBLENDET



Roman

Suhrkamp

Erste Auflage 2019
© Suhrkamp Verlag Berlin 2019
Alle Rechte vorbehalten,
insbesondere das der Übersetzung,
des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung
durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.
Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert
oder unter Verwendung elektronischer Systeme
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Gesetzt aus der Lyon
Druck und Bindung:
CPI books GmbH, Leck
Printed in Germany
ISBN 978-3-518-42895-5

Für Aaron

Wie willst du je erfahren
was hinter dem Spiegel ist
wenn du ihn nicht
zerbrichst?

DIE SEELEN DER TOTEN

IN DER JÄHEN STILLE steht das Mädchen vor Notre-Dame de Paris. Die Kathedrale ruht in der späten Sonne, ein ungeheures Tier mit zwei Köpfen, das allen Lärm der Stadt tief eingeatmet hat. Lichttupfer huschen wie Geckos über die Arabesken, erkunden die Falten von Königsgewändern, flitzen frech in die Mäuler der unheimlichen Chimären. Bald funkeln zu viele, um sie noch zählen zu können. Sie vereinigen sich zu einer Flut, deren Gleißeln die alles beherrschende Bleikristallrosette in ein glühendes Zyklopenauge verwandelt.

Es ist die Woche nach dem Osterfest, der »Weiße Sonntag«. Sie ist zwölf und zum ersten Mal in Paris. Im Geschwätz fremder Menschen, ihrem Schubsen, Rufen, Lachen folgt sie dem Vater zum Mitteltor.

Dort bleibt er stehen. »Das ist das *Portal des Jüngsten Gerichts*«, sagt er und lenkt ihren Blick nach oben. »Siehst du den Erzengel Michael mit den Waagschalen?«

Sie legt den Kopf in den Nacken.

»Ja.«

»Er wiegt die Seelen der Toten.«

Dafür kommen ihr die Schalen sehr groß vor.

»Schließ die Augen und öffne sie erst, wenn ich es dir sage.«

Sie hält ihrem Vater die Hand hin, damit er sie führt. Dann spürt sie unversehens eine Kühle, die sie in dem dünnen Kleid zittern lässt, hört ein Rauschen wie von Blut, das Flüstern von Vielen und wird eine Weite gewahr, so schrecklich und gewaltig wie in einem der Träume, in denen sie fällt und fällt.

»Jetzt«, sagt ihr Vater.

Als sie die Augen öffnet, erblickt sie ein Gewölbe wie keins zuvor; ein steinernes Gemälde, aber auch eine Kaskade aus Licht. Nichts ist schwer, alles schwebt, selbst die riesigen Fenster, die wie Schmetterlingsflügel aussehen.

Benommen setzt sie einen Fuß vor den anderen. Unter dem aus Fels gewobenen Baldachin eines Seitenschiffs findet sie sich in einer auf ewig erstarrten Prozession von Frauen und Kindern und Herrschern und Bettlern wieder, sieht kniende Ritter, nach denen Flammen lecken.

An der Wand sind verwitterte Buchstaben, eine Runzel in einer fremden Sprache. »Ist das Latein?« fragt sie ihren Vater. Als er keine Antwort gibt, bemerkt sie, dass er ihre Hand längst losgelassen hat.

Erst jetzt tritt er zu ihr. »*Tempus edax, homo edacio*. Die Zeit ist blind, der Mensch töricht. Verstehst du, was das bedeutet?«

»Nein.«

»Dass die Zeit durch die Welt rast und uns mitreißt. Dass wir nicht bestimmen, ob es uns Verderben oder Glück bringt. Hast du das Buch gelesen, das ich dir gegeben habe?«

»Ja.«

»Dann weißt du, dass draußen vor langer Zeit etwas in die Mauer geritzt war. Was stand dort?«

»Unausweichliches Schicksal.«

»Es meint dasselbe. Und ist genauso falsch.«

Als sie sich auf eine Bank setzen, ist sie froh, dass ihr Vater den Arm um sie legt, denn ihr ist kalt. Lange schweigen sie mit Kardinälen und Heiligen und Fabelwesen.

»Kann man die Seele wiegen?« fragt sie.

»Ein kluger Mann hat einst gesagt, dass sie aus einer Art Atem gemacht ist. Wie schwer wird Atem wohl sein?«

»Also gibt es kein Jüngstes Gericht?«

»Die Kirche behauptet, dass die Guten ins Paradies kommen und die Bösen ins Höllenfeuer. Dass wir von dem Tag unserer Geburt an schuldig sind.«

»Und du glaubst das nicht?«

»Das Gemäuer ist fast ein Jahrtausend alt«, erwidert ihr Vater. »Aber die meisten Statuen sind Kopien, weil man in der Französischen Revolution alles zerstört hat. Notre-Dame wurde von den Jakobinern zum Tempel des höchsten Wesens erklärt: der Vernunft. Doch auch die ist nichts als ein Götze, ein Goldenes Kalb, um das die Unwissenden tanzen. Das höchste Wesen kann nur einer sein. Weißt du, wen ich meine?«

Sie denkt nach. »Wir selbst«, sagt sie.

»Ja. Darum gibt es kein Gut und Böse. In uns ist beides eins.«

Ihr ist, als ob Zeit vergeht. Aber es muss eine Täuschung sein, denn an diesem Ort gibt es keine Zeit.

»Erzähl mir von dem Buch«, fordert ihr Vater sie auf. »Wovon handelt es?«

Nach den ersten Seiten war sie enttäuscht gewesen; es war altmodisch geschrieben, und die Menschen redeten über unverständliche Dinge. Doch bald konnte sie es nicht mehr aus der Hand legen, verschlang es am Ende regelrecht.

»Es geht um das wunderschöne Mädchen Esmeralda, dessen Herz dem Hauptmann Phoebus gehört. Obwohl er sie abweist, glaubt sie an die ewige Liebe und ist bereit, dafür zu sterben. Als sie schon unterm Galgen steht, wird sie von Quasimodo gerettet, einem buckligen, einäugigen Wesen, das so hässlich ist, dass kaum einer wagt, es anzuschauen. Er ist der Glöckner von Notre-Dame, und seine einzigen Freunde sind die Ungeheuer, die er beneidet, weil sie aus Stein sind. Die Glocken haben ihn taub gemacht, aber er ist glücklich, wenn er an den Seilen hängt und vom Kopf bis zu den Füßen zittert. Nachts wirft er verzauberte Dinge durch die Schornsteine der Stadt. Er tanzt auf den Dachrinnen und lebt in einer Welt, in der Blinde sehen und Tiere reden können. Niemand weiß, dass die Zigeuner, die Esmeralda ihrer Mutter geraubt hatten, Quasimodo als Baby auf die Stufen von Notre-Dame gelegt haben. Er ist mit Esmeralda durch das Schicksal verbunden.«

»Wie sah Esmeralda aus?« fragt ihr Vater.

Sie grübelt. »Ich weiß nicht. Das muss ich überlesen haben.«

»Sie hatte schwarzes Haar und flammende Augen, so wie du. Was ist aus ihr geworden?«

»Esmeralda will nicht wahrhaben, dass sie Phoebus egal ist. Sie wird der Hexerei beschuldigt, und Quasimodo versteckt sie hier in der Kirche. Aber man findet sie und henkt sie auf dem Place de Grève. Quasimodo legt sich zu ihr ins Grab. Er liebt sie über den Tod hinaus.«

»Hast du nicht jemand Wichtigen ausgelassen?«

Fragend schaut sie ihren Vater an.

»Frollo«, sagt er.

»Ach, der. Das ist ein Mann, der sich an schwarzer Magie versucht. Er glaubt, dass Licht nichts anderes als Gold ist. Er will einen Sonnenstrahl vergraben und das Geheimversteck erst in achttausend Jahren öffnen lassen.«

Sie schaut zu der gigantischen gläsernen Rosette hoch, sieht sie im frühen Abendrot pulsieren. *Wenn Licht wirklich Gold ist, denkt sie, muss man es zu dieser Stunde einfangen, weil es dann am allerschönsten ist.*

»Hat Frollo Esmeralda nicht auch geliebt?« fragt ihr Vater.

»Schon.«

»So sehr, dass er sie dem Galgen ausgeliefert hat, damit kein anderer sie besitzen durfte«, fährt er fort.

Diesen Teil der Geschichte mag sie nicht.

»Hältst du Frollo für einen schlechten Menschen?« fragt er.

»Ja, sicher.«

»Weil er nur an sich gedacht hat?«

»Ja.«

»Dennoch war er der Einzige, der wusste, wie lächerlich der Glaube an Schicksal ist. Er war kein Sklave der eigenen Angst.«

Darauf bleibt sie stumm.

Ihr Vater steht auf, sie folgt ihm zu einem Tisch mit Kerzen.

»Zünd eine an und wünsch dir etwas«, sagt er.

Sie hält ein Streichholz an den Docht, schließt die Augen und wünscht sich nichts. Ganz fest glaubt sie, dass es das Schicksal gibt und eine Kerze es nicht ändern wird.

Draußen schlendern sie an den weit gespannten Strebebögen der Kathedrale entlang, die kolossal und zartgliedrig in einem sind, den Beinen einer riesenhaften schlafenden Spinne gleich. Vater und Tochter schweigen zusammen, wie sie es oft tun. Sie weiß, dass manche Angst vor ihm haben. Die schlossen nie ihre Augen in dem Wissen, dass er über ihren Schlaf wacht. Sie sucht nach dem Ausdruck für seine Schritte. *Bemessen* vielleicht. Als ob keiner überflüssig wäre. In der Parkanlage sieht sie einen anderen Vater mit einem Mädchen und einem etwas älteren Jungen. Sie ist froh, keine Geschwister zu haben, schon gar keinen Bruder. Will den Vater mit niemandem teilen müssen. Das andere Mädchen ist in ihrem Alter. Aber noch ein Kind. Der andere Vater hat breite Schultern, dicke Halsmuskeln. Ihr Vater ist schlanker, kleiner. Und doch könnte er den Mann mit seinem Daumen töten, ohne aus dem Tritt zu geraten.

Oft denkt sie darüber nach, wie es wohl ist, die Seele eines Menschen in Händen zu halten. Immer wieder war sie versucht, ihren Vater zu fragen.

Tat es nicht.

Sie will es wissen und will es nicht wissen.

Musik reißt sie aus ihren Gedanken, Straßenkünstler auf der Pont Saint-Louis. Einer trägt Frack und Zylinder, sein Gesicht ist eine weiße Maske mit einer schwarzen Träne. Unbewegt steht er auf einer Kiste, den Rumpf eingeknickt, eine Hand hinterm Rücken, die andere weist mit großer Geste zum Publikum, eingefroren in einer Verbeugung. Menschen bewundern und fotografieren ihn, werfen Geldstücke in seine Dose.

Sie schenkt ihm kaum einen Blick. Stunden kann sie so stehen wie er, bewies es, als ihr Vater ihr die Aufgabe gestellt hatte, sich in das Schaufenster des Kaufhauses zu schleichen und mit den

Puppen zu wetteifern. Keiner von denen, die draußen die Auslage betrachteten, ahnte, was sie ist. Nicht ein einziges Mal hat sie geblinzelt.

Ein dickes Schiff tuckert unter der Brücke durch, mit lärmenden Menschen, die unwissend sind wie die vor dem Schaufenster, dumm wie jene, die um das Goldene Kalb tanzen.

Ihr Vater hat sie einen anderen Tanz gelehrt.

Sie dreht sich um. Die Sonne steht so tief hinter der Kathedrale, dass sie gerade noch die Zinnen der Türme erreicht. Tiefrot glimmen sie auf, als seien es die Köpfe zweier mächtiger Streichhölzer, die der Himmel angezündet hat. Sie stellt sich vor, dass Quasimodo auf dem linken Turm steht und Esmeralda auf dem rechten, beide verzweifelt, denn unter ihr im Treppenschacht sind schon die grausamen Fackel-Männer, die sie zum Place de Grève schleifen wollen.

Aber sie träumt sich ein Seil, straff zwischen den Türmen gespannt, und sieht, wie Quasimodo hinübertanzt und Esmeralda auf die andere Seite trägt.

Als ob ihr Vater in ihrem Kopf wäre, fragt er: »Was glaubst du, was uns zum Menschen macht und was zum Ungeheuer?«

Sie findet die Antwort nicht.

»Es ist die Liebe«, sagt er. »Sie macht uns zu beidem.«

Auf der Rive Droite winkt er einem Taxi und weist den Fahrer an, sie ins Faubourg-du-Roule zu bringen. Sie passieren das Zuckerbäckerrathaus und biegen in die Rue de Rivoli ein, durch deren Kolonnaden sich Touristen wälzen. Das Radio spielt leise einen französischen Schlager, irgendetwas über den Schmerz, der das Herz durchbohrt. Ohne dass ihr Vater es aussprach, weiß sie, dass sie sich alle Straßen bis zum Ziel einprägen soll. Es kostet sie keine Anstrengung, während sie sich fragt, wohin die Fahrt geht. Sie werden etwas zum Anziehen für sie kaufen, denn heute ist ein besonderer Abend. Inständig hofft sie, dass es kein Geschäft für Kinder ist, sondern eine richtige Boutique, vielleicht

in der Passage mit der Glaskuppel, auf der die vielen Spatzen hüpfen. An diesem Abend möchte sie so erwachsen aussehen, wie sie sich fühlt, möchte schön für ihren Vater sein, damit er stolz auf sie ist.

Links ist der Louvre. Morgens waren sie dort. Doch die meisten Gemälde waren dunkel, wie mit Tee übergossen, und als sie schließlich vor der »Mona Lisa« standen, entpuppte sie sich als schielende Frau ohne Augenbrauen. Das weltberühmte Lächeln kam ihr blasiert vor; sie fragte sich, woher die Zicke ihre Hochnäsigkeit nahm.

Zuletzt ging es in die Ägyptische Sammlung. Ihr Vater zeigte ihr einen Krummdolch. Die Klinge war tiefschwarz und beidseitig geschliffen; der Griff stellte einen Skorpion dar, mit Augen aus feuerroten Edelsteinen.

Eine solche Waffe hatte sie noch nie gesehen.

»Damit wurde Pharaon Echnaton erstochen«, sagte ihr Vater.

»Woraus ist der Dolch gemacht?«

»Aus Obsidian. Eine Art Glas, das entsteht, wenn Lava erkal- tet. Schwerer als ein Keramikmesser, aber genauso scharf.«

Was hätte sie dafür gegeben, ihn in der Hand zu halten.

Stellte sich vor, wie er eins mit der Hand wurde.

»Findest du ihn perfekt?« fragte ihr Vater.

»Nein. Nur wunderschön.«

»Warum?«

»Zum Töten wäre eine gezackte Klinge besser, dann schließt die Wunde sich nicht.«

Ihr Vater sagte: »Das ist wahr, aber in diesem Fall nicht nötig. Der Dolch birgt ein Geheimnis. Im Inneren gibt es einen Kanal, kaum dicker als ein Haar. Man kann den Griff abziehen und Gift hineinträufeln, das in die Wunde sickert. Ob Echnatons Mörder das tat, ist nicht überliefert. Falls ja, wäre er ein kluger Mann gewesen. Dieser Dolch ist herrlich, doch die Kunst des Tötens liegt nicht in der Schönheit, nur in der Effektivität.«

Das hatte er schon einmal gesagt, mit anderen Worten.

Es muss einfach sein.

Und schnell.

Aber auch: *Das Einfache ist immer das Schwerste.*

Ganz für sich trieb sie so dahin und stand auf einmal vor der Statue eines Mannes, der einen goldenen Kegel auf dem Kopf trug. Sein Gesicht war stolz, und die Augen waren geschminkt. Auf einer Tafel las sie, dass es Osiris war, ein Königssohn. Er wurde von seinem Bruder Seth ermordet, der die Leichenteile über das Reich verstreute. Osiris war es jedoch bestimmt, der Herrscher der Unterwelt zu werden. In der Halle der vollständigen Wahrheit saß er dem Totengericht vor, das entschied, wer ewig leben durfte. Um darüber zu befinden, wurde das Herz des Verstorbenen in eine Waagschale gelegt. In der zweiten Schale war eine Feder. Nur wenn das Herz leichter als diese Feder war, wurde man unsterblich.

Jetzt, im Taxi, beschäftigt sie das Rätsel, weshalb sie nicht an Osiris dachte, als ihr Vater vom Wiegen der Seele sprach. Aber bereits Augenblicke später, beim Place de la Concorde mit dem Obelisken von Luxor, den sie gestern bestaunte, weiß sie es: Ein Herz ist etwas anderes als eine Seele; nur ein Muskel, ein Ding wie diese Säule aus Granit. Dass sie einen gewaltigen Schatten wirft, ändert nichts daran, dass am Ende von ihr so wenig bleiben wird wie von einem Herzen. Die Seele jedoch ist unsichtbar und schwerelos, und darum hat nichts Macht über sie, weder die Zeit noch der Tod.

Als sie über all dies nachdenkt, des Vaters Worte in ihr widerhallen, das Antlitz von Osiris ein Spiegel in der Fensterscheibe, umrunden sie schon den Élysée-Palast mit seinen rotgefederten Gardisten und gelangen in die Rue du Faubourg Saint-Honoré, eine schmale Straße mit vielen Geschäften. Ihr Vater lässt den Fahrer anhalten.

Beim Aussteigen ist es, als ob ein Zirkusmagier den Hut lüftet und einen Traum hervorzaubert.

Chanel!

Die schneeweißen Markisen winken ihr zu, und sie betreten eine Welt, die aus Glitzer gemacht ist. Eine Dame mit griechischer Nase und riesigem Mund fragt, womit sie dienen könne, und ihr Vater erklärt, dass sie abends in Longchamps sein werden und etwas Passendes für seine Tochter suchen. Sofort wird sie vermessen, gedreht, gewendet und ist, während sie noch den wunderbaren Duft von Überfluss einsaugt, in einem Wirbel von Stoffen, einer schöner als der andere. Unaufhörlich schnatternd wählt die Dame vier Kleider aus.

Ehe sie die Kabinentür schließt, sieht sie, dass ihr Vater sich in ein Fauteuil setzt und nach einer der Tageszeitungen langt, die für strapazierte Ehemänner bereitliegen.

In den ersten beiden Kleidern, einem gelben mit Puffärmeln und einem aus grünem Samt mit tiefem Rückenausschnitt, fühlt sie sich unwohl. Sie führt sie dennoch vor und ist beide Male erleichtert, dass ihr Vater, an einem beflissen gereichten Espresso nippend, tadelnd die Augenbrauen hebt. Das dritte ist zu kurz, in den Volants des vierten ertrinkt sie fast.

Als die Dame noch an ihr herumzupft und meint, dass man das raffen könne, schaut sie auf ein Poster. Cindy Crawford posiert in einem hinreißenden Etwas, das aussieht wie im Himmel geschneidert. Die Dame bemerkt ihren Blick und raunt, dass es aus der Lagerfeld-Show im Jeu de Paume stamme und sie nicht sicher sei, ob es in der passenden Größe – aber nein, da hätten sie es ja. Es ist ein Etuikleid aus pudrigem Rosa, das eine Handbreit über den Knien endet.

Sie liebt es.

Ihr Vater nickt der Dame zu: »C'est ça.«

Jetzt brauchen sie noch ein Jäckchen. Schnell ist es gefunden, eine cremefarbene Wollphantasie mit Perlmutterknöpfen. Dazu eine Tasche mit goldener Schulterkette und Ballerinas, in denen sie läuft wie barfuß.

Zuletzt der Hut, schließlich ist es Longchamps. Der erste ist so riesig, dass er ihr wie ein Sombrero vorkommt, beim zweiten,

einer Schleierglocke, muss sie an Beerdigungen denken. Aber der dritte! Ein Chevalier mit rotem Ripsband, frech und elegant zugleich.

Ihr Vater hat kein einziges Mal nach einem Preis gefragt und legt an der Kasse seine Kreditkarte hin. Verstohlen schmult sie auf den Beleg und vergisst zu atmen.

Er weist mit dem Kinn auf Cindy Crawford und flüstert: »Was ist die gegen dich?«

Der Taxifahrer will die Einkäufe in den Kofferraum tun, aber sie gibt sie nicht aus der Hand. Sie drückt ihre Schätze im Auto an sich, selbst die Kartons duften betörend. Während sie zum Fahrstuhl des Plaza Athénée schwebt, kann sie es kaum erwarten, alles noch einmal anzuprobieren. In der Suite steht sie vor dem Spiegel, eine zwölfjährige Königin, die wollte, sie könnte diesen Augenblick in ein Schächtelchen tun und ihn herausholen, wann immer sie möchte.

Ihr Vater kommt herein. Sie dreht eine verzückte Pirouette, kriegt vor Glück keine Luft.

Er sagt: »Du bist wunderschön. Aber zu dem Jäckchen, den Schuhen und der Tasche musst du heute Jeans anziehen. Das Kleid führen wir ein andermal aus, versprochen.«

Kein Blitz wäre so schnell verschwunden wie ihr Lachen.

»Später wirst du es verstehen«, meint er. »Wir haben noch zwei Stunden Zeit. Versuch, ein bisschen zu schlafen.«

Als er sie allein gelassen hat, steht sie verloren da, mit einer Seele so schwer wie Granit. Sie zieht das Kleid aus und rollt sich auf dem Bett zusammen und weint.

Eine Limousine holt sie ab. Bis sie bei der Pont de Grenelle vom Seineufer abbiegen, schweigen sie. Dann beugt ihr Vater sich zu ihr. »Mach es heut Abend wie am Flughafen; unser kleines Spiel, du weißt schon.«

Trotzig starrt sie aus dem Fenster, sieht Mietskasernen vorbeifliegen, die dunklen Bäume eines Parks, kaum Lichter.

»Bitte«, sagt ihr Vater, »tu mir die Freude.«

Gestern.

Ein Spiel, das sie schon oft gespielt haben.

Aber nie ging es so aus.

Während sie in Frankfurt darauf warteten, dass ihr Flug aufgerufen wurde, ließ er sie andere Passagiere analysieren. Der gegenüber war einfach. Ein Struwelpeter-Jeanstyp mit Rucksack und Walkman, der in einem dicken französischen Roman herumkritzelte.

»Ein deutscher Student«, flüsterte sie dem Vater zu. »Seine Eltern besitzen Geld, aber keinen Geschmack. Die Rolex ist ein protziges Geschenk, das ihm peinlich ist, sonst würde er nicht sofort den Ärmel drüberschieben, sobald er draufgeschaut hat. Sie lassen ihn in Paris zur Uni gehen, und er lernt etwas, von dem man nicht leben kann.«

»Woher weißt du, dass er kein Franzose ist?« gab ihr Vater zurück. »Vielleicht war er hier zu Besuch.«

»Er setzt die Kopfhörer nur bei deutschen Durchsagen ab.«

Als Nächstes die stark geschminkte Frau im eleganten Wollmantel, die traurig ins Leere starrte.

»Sie ist Französin und in Frankfurt von ihrem Verlobten verlassen worden«, flüsterte sie.

»Warum keine Deutsche?«

»Der Mantel ist viel zu dick für die Jahreszeit, sie hat gedacht, dass es hier kälter als in Paris ist. Außerdem ist sie für eine Deutsche zu schick. Vor kurzem hat sie geweint und sich auf der Toilette nur notdürftig zurechtgemacht, weil es ihr gerade egal ist. Am Finger ist ein heller Streifen; vielleicht hat sie ihren Ring ins Klo gespült.«

»Es könnte ihr Ehemann gewesen sein, nicht der Verlobte.«

»Nein. Der Streifen ist rechts, und in Frankreich trägt man den Ehering links, das habe ich gelesen.«

So ging es minutenlang weiter. Das streitende Ehepaar mit den Zwillingen, der Althippie, dem seine Zigaretten fehlten, die

beiden Nonnen mit dem beseelten Dauerlächeln und den Steinaugen. Sie alle wurden von ihr vermessen, gewogen, zerlegt und wieder zusammengesetzt. Als das Boarding begann, wollte sie aufstehen, aber ihr Vater bedeutete ihr, noch sitzen zu bleiben. Er lenkte ihren Blick auf einen Asiaten in der Ecke.

»Was ist mit dem?« fragte er.

Ungeduldig, in Gedanken schon im Flugzeug, auf dem Weg in die Sehnsuchtsstadt, musterte sie den Mann. Kein Koreaner oder Japaner. Vielleicht ein Chinese. Sein Anzug war zerknittert. Sicher teuer, aber nicht maßgeschneidert, die Ärmel eine Spur zu lang. Er trug eine Brille mit dünnem Goldrand, auf der Stirn standen Schweißperlen.

»Er hat einen langen Flug hinter sich und steigt in Frankfurt um«, sagte sie. »Ihm ist nicht gut. Er hat einen trockenen Mund und würde gerne etwas trinken. Eigentlich sieht er wie ein Geschäftsmann aus, aber er hat keine Aktentasche bei sich, keine Zeitung, das ist seltsam. Die Seidenkrawatte ist schlecht gebunden, als ob er darin nicht geübt wäre, und die Brille sitzt nicht richtig, sonst würde er sie nicht dauernd abnehmen und über die Druckstelle auf dem Nasenrücken reiben.« Sie gab auf. »Ich weiß nicht, wo ich ihn hintun soll.«

»Schau auf seine Schuhe.«

Sie waren ausgelatscht, das Leder rissig.

»Er ist eine ›Ameise‹«, sagte ihr Vater leise, »eine arme Sau, die für ein paar hundert Dollar fünf Jahre Gefängnis riskiert. Ein Kartell hat ihn in Südostasien in einen vernünftigen, einigermaßen sitzenden Anzug gesteckt, ihm eine Brille mit Fensterglas auf die Nase gesetzt und ihn als Drogenkurier nach Europa geschickt. Die Schuhe sind typisch, daran wird gerne gespart. Der Flug hat elf oder zwölf Stunden gedauert, aber er hat nichts gegessen und getrunken, weil er nicht auf die Toilette darf. Wenn man ihn röntgt, findet man mindestens sieben mit Heroin gefüllte Präservative in seinem Darm, und sollte eins platzen, ist er tot. Fällt dir an seinem Handgepäck etwas auf?«

Es war ein Rollkoffer mit Stoffbespannung, der aussah wie hundert andere. Sie schüttelte den Kopf.

»Ich wette, dass er ein Vermögen wert ist. Man macht reines Heroin flüssig und trinkt den Stoff damit. Wenn du die Kleidung rubbelst, die im Koffer ist, rieselt Rauschgift heraus. Vielleicht sind sogar seine Schuhe imprägniert, plus Schnürsenkel.«

Der Asiate stellte sich direkt hinter ihnen in die Schlange.

»Du könntest der Polizei einen Tipp geben«, flüsterte sie dem Vater ins Ohr.

»Dann würden wir den Flug verpassen.« Er trat einen Schritt zur Seite, lächelte die Ameise freundlich an und sagte auf Englisch: »Gehen Sie ruhig vor, wir haben es nicht eilig.«

Sie sah den Mann zittern und zitterte selbst.

An der Schnellstraße huscht ein Schild vorbei: *Hippodrome de Longchamps* 3. Sie fühlt den Blick ihres Vaters und konzentriert sich widerstrebend auf den Chauffeur. Routiniert steuert er die Limousine im dichten Verkehr. Er ist in den Dreißigern, specknackig, aber nicht dick. Die Haare sind strähnig, seine Fingernägel müssten geschnitten werden. Er legt keinen Wert auf solche Dinge und hat einen Chef, dem anderes wichtiger ist. Die teigige Wange zeigt, dass er wenig Sonne abkriegt; wahrscheinlich arbeitet er nachts.

Teigbacke atmet durch den Mund. Sie erinnert sich, dass er vor dem Hotel, als er sie in schlechtem Englisch begrüßte, nach einer verstopften Nase klang. Jetzt würde sie eher darauf tippen, dass sie mehr als einmal zusammengeflickt wurde. Teigbacke könnte alles Mögliche sein: Chauffeur, gutmütiges Faktotum, Knochenbrecher.

Sie sind da.

Die Rennbahn ist eine Neonpyramide mitten im Bois de Boulogne. Als sie zwischen all den Menschen hindurchgehen und sie die mondänen Frauen mit den abenteuerlichen Hutkreationen sieht, die Männer mit Frack und Zylinder, Mädchen ihres

Alters, jedes davon tausendmal eleganter als sie, kommt sie sich in den Jeans hässlich vor, und der Chevalier, den sie vorhin so keck fand, erscheint ihr lächerlich.

Sie hofft, dass sie wenigstens direkt an der Bahn sitzen, nah bei den Pferden, doch zu ihrer Enttäuschung führt ein livrierter Page sie zu einem Aufzug.

Es ist eine Suite mit Glaswänden unter dem vorspringenden Dach der Tribüne. Ein Buffet ist aufgebaut. Zehn Männer trinken, lachen, keine Frauen.

Einer begrüßt ihren Vater. »Wie nett, dass Sie es einrichten konnten. Hier mache ich am liebsten Geschäfte.«

Ein Franzose, aber sein Deutsch ist sehr gut. Sie schätzt ihn auf Anfang vierzig; ein Beau mit weicher Stimme und harten Augen, der sie an Andy García erinnert.

»Hallo, Alain. Das ist meine Tochter.«

Er nimmt ihre Hand und lässt sie nicht los. »Was für eine hübsche junge Dame du bist. Deine Mutter muss eine wahre Schönheit sein.«

»Guten Abend, Monsieur.«

»Nicht so förmlich. Sag Alain.« Noch immer besitzt er ihre Hand. »Bist du das erste Mal bei einem Pferderennen?«

»Ja.«

»Heute ist eine Premiere. Sonst finden in Longchamps keine Nachtrennen statt, aber für diesen Mann dort hat man eine Ausnahme gemacht und Flutlichtmasten aufgestellt.« Endlich gibt Alain ihre Hand frei.

Sie sieht die Araber in der Nebenloge. Alle tragen Burnus und das von einem Ring zusammengehaltene Kopftuch, doch nur bei einem ist es rotweiß. Die anderen stehen um ihn herum und bewundern jede Geste von ihm, jedes Wort.

Alain wendet sich ihrem Vater zu. »Wissen Sie, wer das ist?«

»Iskandar Rashid. Er ist Rüstungshändler und Minister der saudi-arabischen Nationalgarde. Ein enger Vertrauter von Ruhi bin Sultan.«

»Zwei Tage war er in Paris«, sagt Alain, »um mit unserer Regierung einen von den Deals zu machen, von denen man nie in der Zeitung liest. Rashid ist Pferdenarr und besitzt unter anderem ein Gestüt in der Haute-Garonne. Er wollte partout, dass seine Wunderstute Amber hier läuft, allerdings hätten ihm die Geschäfte keine Zeit gelassen, dabei zu sein. Noch diese Nacht muss er zurückfliegen; sein König hat morgen Geburtstag, zu fehlen wäre unentschuldig. Deshalb erwies man Rashid die Gefälligkeit, das Rennen auf den Abend zu legen.« Alain feixt. »Amber ist neun-zu-eins-Favorit im Hauptrennen. Ich fürchte jedoch, es wird kein erfreulicher Abend für den Prinzen.«

Als ob Rashid wüsste, dass über ihn gesprochen wird, wendet er den Kopf und sieht mit einem dünnen Lächeln zu ihnen herüber. Er wirkt nicht wie einer, der Verlieren gelernt hat.

Alain deutet eine Verbeugung an. »Heute Nacht heulst du in deiner goldenen 747 die Kissen nass, mein Freund. Und dann sind wir quitt.«

Sie fängt einen seltsamen Blick ihres Vaters auf. Mit einem Mal denkt sie, dass es bei dem Paris-Besuch von Anfang an um diesen Prinzen ging. Ihr Vater hatte nur erwähnt, dass sie zum Pferderennen gehen und einen Bekannten von ihm treffen würden. Aber nun kommt ihr in den Sinn, dass er wusste, wer in der Nebenloge sein würde.

Sie darauf vorbereiten wollte.

Notre-Dame und das Jüngste Gericht. Der Tanz ums Goldene Kalb. Das Schicksal, nur ein Aberglaube. Das Buch von Victor Hugo, Mensch und Ungeheuer. Der Dolch mit dem Skorpion. Das Kleid, das sie nicht anziehen durfte.

Das Spiel am Flughafen.

Oder irrt sie sich?

Ihr Vater schenkt dem Prinzen keine weitere Aufmerksamkeit, setzt sich mit Alain, um sich zu unterhalten, und sie tritt an das Panoramafenster. Unter ihr liegt die riesige Rennbahn, ein Vorlauf wird gestartet. Die Pferde sind so schnell, dass sie einen

Schweif aus Flutlicht hinter sich herziehen. Eine Lautsprecherstimme schlägt Salti, ist aber nur Gebrüll hinter dickem Glas.

Niemand beachtet sie. Ungestört kann sie Alains Männer im Spiegel der Scheibe studieren.

Keiner ist älter als vierzig. Keiner sitzt. Keiner trinkt Alkohol. Sie sind vertraut miteinander, witzeln, lachen leise. Auch wenn sie nicht alles versteht, hört sie heraus, dass es Zoten sind, sexuelle Anspielungen auf die Araber nebenan. Die Männer sind es gewohnt, sich in einem beliebig großen Raum zu bewegen, ohne jemandem auf die Füße zu treten. Sie tragen Sneakers mit weichen Sohlen, ihre Anzüge sind bequem geschnitten und buchten sich über dem Gesäß aus.

Pistolen.

Sherpas.

Automatisch benutzt sie für die Leibwächter den Begriff, den sie vom Vater gelernt hat. Keiner hat einen Blick fürs Rennen oder scheint sich für irgendetwas zu interessieren; alle halten die Augen ruhig. Doch sie registriert die Körperspannung und weiß, dass die Lässigkeit sich im Bruchteil einer Sekunde in ein Ballett verwandeln kann.

Eine Ballerina erkennt sowas.

Sie geht zum Buffet, schenkt sich eisgekühlte Limonade aus einem Krug ein und inspiert unauffällig den Mann, der neben der Tür lehnt und von dort alles im Blick hat.

Er ist mittelgroß, Südeuropäer, vielleicht Türke. Sein Gesicht ist ausdruckslos, der Kinnbart akkurat gestutzt. Die Nase, die hohen Wangen, die Schultern – alles ist scharf konturiert. Als er sich bückt, um einen Schnürsenkel zu binden, fließt unter dem taillierten Hemd eine Muskelwelle durch seinen Körper.

Sie stellt sich vor, dass er nicht aus Fleisch und Blut besteht, sondern aus einer Masse, die sich jederzeit beliebig verformen kann; so wie Jim Carrey in *Die Maske*.

Um abzuschätzen, wie groß seine Reichweite ist, zieht sie in Gedanken einen unsichtbaren Kreis um ihn.

Dann einen zweiten, größeren.

Einen dritten.

Mit einer winzigen Augenbewegung dirigiert Jim den Sherpa, der Alain und ihrem Vater zwei Cognac gebracht und sich dann in eine Ecke zurückgezogen hat, einen Meter nach links, wo die Sichtachse besser ist.

Sie spürt, dass sie beobachtet wird, wendet sich um und wird von Alain herbeigewunken.

»Komm, setzt dich zu uns«, sagt er.

Erst denkt sie, er wolle mit ihr plaudern, doch Alain beachtet sie nicht weiter und führt sein Gespräch mit ihrem Vater fort. Es geht um *die Treuhand*, ein Wort, das sie schon einmal gehört hat. Um eine Werft in Rostock, ein Geschäft, viel Geld, Probleme mit dem Bundeskriminalamt. Das alles in Zimmerlautstärke; ihr Gastgeber ist so selbstsicher, dass er sich keine Mühe gibt, etwas vor seinen Männern zu verbergen.

»Selbstverständlich machen die deutschen Investoren, die Ihrem Kanzler den Hals mit sogenannten Spenden vollstopfen, sich nicht die Hände schmutzig. Sie sitzen in ihren klimatisierten Frankfurter Büros mit Aussicht auf den Wolkenkratzer der Dresdner Bank, bestechen Bundestagsabgeordnete und unterschreiben Schecks für die russische Mafia. Im BKA stört das keinen. Stattdessen verfügt Präsident Wolf, dass Leute von mir auf die Fahndungsliste von Interpol gesetzt werden.« Alain prostet ihrem Vater mit dem Cognacschwenker zu. »Sorgen Sie dafür, dass er mich endlich in Ruhe lässt. Dann haben Sie Ihre Schulden bezahlt.«

»Sie überschätzen meine Möglichkeiten.«

Alain hebt seine Stimme. »Ich habe euch unseren Gast noch gar nicht vorgestellt. Er ist in Deutschland eine große Nummer und könnte sich jederzeit vom BKA-Präsidenten ins beste Restaurant von Wiesbaden einladen lassen. Aber er meint, dass ich ihn überschätze. Wie findet ihr das?«

Die Sherpas lachen.

»Sie wollen, dass ich meinen Kopf unter ein Fallbeil lege«, sagt ihr Vater ruhig.

Alain sieht sie an. »Es scheint, dass dein Vater das alte korsische Sprichwort kennt: ›Sind die Schulden hoch genug, können sie getrost noch höher werden.« In seinem Mundwinkel ist getrocknete Spucke, weiß wie ein Rest Zahnpasta. »Nun ja, man kann Schulden auch abstottern, nicht alles ist eine Geldfrage.« Er legt lächelnd seine Hand auf ihren Arm. »Wollen wir uns die Pferde ansehen?« Und zu ihrem Vater: »Sie haben doch nichts dagegen?«

Der sagt: »Geh nur. Es wird dir gefallen.«

Sieben Sherpas bleiben bei ihm, zwei steigen mit Alain und ihr in den Fahrstuhl. Erst ist sie überrascht und hält es für Nachlässigkeit, doch das Menschengewimmel, in dem sie bald sind, macht ihr bewusst, dass man auf einer solchen Kirmes niemanden vernünftig schützen kann, selbst mit zwanzig Mann nicht. Außerdem würde Alain damit nur Aufmerksamkeit erregen.

Gleichzeitig schießt ihr die Frage durch den Kopf, warum er überhaupt mit so vielen Sherpas gekommen ist.

Um meinen Vater zu beeindrucken, Macht zu demonstrieren.

So schlecht kennt er ihn.

Und er ahnt nicht, was mein Vater mich gelehrt hat.

Alain geht dicht neben ihr, lässig, als sei er hier zuhause. Er hat den Arm um sie gelegt, damit sie nicht getrennt werden. Ihre Schulter glüht unter seiner Hand.

Auf einem Rondell führen Jockeys die Pferde im Kreis; Rennbesucher drängeln sich hinter der Absperrung, um das Starterfeld zu begutachten. Alain lässt sich von den Sherpas den Weg freibahnen und tritt mit ihr ans Seil. Sie liebt Pferde, auch wenn sie immer ein wenig Angst vor ihnen hat, bewundert das Spiel der Muskeln; Kraft, die nicht protzt, einfach da ist.

»Gehört eins davon Ihnen?« fragt sie.

»Früher hatte ich ein Pferd, jetzt fehlt mir dazu die Zeit. Auf wen würdest du Geld setzen?«

Ihr Blick wird von den blitzenden Augen eines Hengstes angezogen, der als Einziger gescheckt ist. »Auf den vielleicht.«

Alain lacht. »Das ist ein Tobiano. Seine Beine sind zu kurz. Er soll nur das Publikum unterhalten, wie ein Clown im Zirkus.«

Eine riesige Stute wird vorbeigeführt; sie kann sich nicht vorstellen, wie der Jockey in den Sattel kommt. »Und die?«

»Keine schlechte Wahl, sie hat eine erstklassige Übersetzung und geht weich im Maul. Aber sie ist ein ›Flieger‹, etwas für den Sprint. Für die zweitausend Meter, die hier gelaufen werden, hat sie nicht genug Atem.«

»Woran erkennt man ein gutes Rennpferd?«

»Par les ganaches«, antwortet Alain. »An den, wie heißt das auf Deutsch – Backen. Sie dürfen nicht zu eng stehen, weil dort die Zügel entlangführen.« Er deutet mit dem Kinn auf eine Stute, die noch größer als die andere ist. Sie tänzelt und schnaubt, hat flockigen Schaum um die Nüstern, einen Brustkorb wie ein Fass.

»Was hältst du von der?«

»Wow«, bringt sie nur raus.

»Das ist Amber, das Pferd des Prinzen. Hübsch, nicht wahr?«

»Die wird bestimmt gewinnen.«

»Nein. Der da macht das Rennen, mit zwei Längen.«

Alain meint den braunen Wallach mit der Stirnblesse, der dahinter kommt. Er ist unscheinbar, wirkt gutmütig, fast wie ein Pferd für Kinder.

»Warum?« fragt sie.

Hinter sich hört sie die Stimme ihres Vaters.

»Weil Alain es will.«

Sie dreht sich um. Der Lärm, die vielen aufgeregten Gesichter, die Pferde – das alles verschwindet abrupt, ist wie ausgelöscht.

Es gibt nur noch die beiden Männer.

Ihr Vater und Alain sehen einander in die Augen, als seien sie die einzigen Menschen auf der Erde, eine Ewigkeit vor unserer Zeit, umgeben von glühender Lava, die in Abertausend Jahren zu Obsidian erstarren wird.

Alain streicht ihr über die Wange, als wolle er eine teure Porzellantasse auf Staub prüfen. »Ich werde fünftausend Francs für dich setzen, das wird ein schönes Taschengeld.«

Er geht mit den Sherpas. Ihr Vater sieht sie mit einem Blick an, der sie frieren lässt. »Komm.«

Ohne ein Wort kehren sie zur Tribüne zurück.

Als sie im Fahrstuhl sind, stoppt er ihn zwischen zwei Stockwerken. »Alain ist ein großes Problem für mich. Und du kannst es lösen.«

»Wie?« flüstert sie.

»Weißt du, was für ein Mensch er ist?«

Sie nickt.

»Sag es.«

»Er mag Mädchen wie mich.«

»Ja. Und einige von ihnen leben nicht mehr.«

Sie weiß nicht, ob der Fahrstuhl zittert oder sie.

»Ich will, dass du ihn heute Nacht tötest«, sagt ihr Vater.

Einmal war sie im Krankenhaus gewesen, wo man ihr den Blinddarm entfernt hatte. Das Rennen, die schweißsprühende Korona der Pferde in einem Taumel hochspringender Menschen, die Wut, mit der Rashid sein Champagnerglas gegen die Scheibe schmiss, Alains Grinsen, der stumme Abschied von ihrem Vater, all das war wie damals nach der Operation, als sie ohne klaren Gedanken gewesen war, nicht schlafend, nicht wach.

Jetzt sitzt sie mit Alain im Wagen. Teigbacke fährt auf einer Autobahn Richtung Westen. Nur Scheinwerfer und Rücklichter lassen sie wissen, dass sie in dieser Nacht nicht allein auf der Welt ist. In den anderen Autos sind Menschen. Aber unendlich weit fort, unerreichbar; von ihrem Herzrasen ahnen sie nichts. Eine halbe Stunde dauert die Fahrt nun schon. Gleich nach dem Einsteigen nahm Alain das klobige Gerät aus der Mittelkonsole und telefoniert seitdem in einer unbekanntenen Sprache, Korsisch vielleicht.

Sie nimmt jedes Detail überwacht wahr, als wäre nichts außerhalb ihres Körpers, sondern alles in ihr. Unter ihrer Haut, in ihren Muskeln, sogar in ihrem Blut. Den ekligen Rauch seiner Zigarre. Das Grunzen, mit dem er den Krawattenknoten lockert. Sein widerliches Eau de Toilette, das ihre Nase verstopft. Seine langen, manikürten Finger, die zu nichts gut sind außer zum Schnipsen.

Alains Stimme ist leise und konzentriert, aber jeder Satz hat ein Ausrufezeichen. Ab und zu knurrt er unwillig in das Telefon, selbst das ein Befehl. Von draußen dringen keine Geräusche in den gepanzerten Wagen. Es blitzt, donnert, beginnt zu regnen. Stumpfe Schlieren bleiben auf der Windschutzscheibe zurück, weil die Wischblätter abgenutzt sind.

Einmal sieht sie Teigbackes Blick im Rückspiegel und weiß: Sie ist nicht das erste Mädchen, das in seinem Auto sitzt.

Die anderen Männer geleiten sie in drei Limousinen, die sich mit Führung und Nachhut abwechseln. Zwischen den Fahrzeugen ist nie mehr als ein Meter Luft, bei jeder Geschwindigkeit. Die Sherpas wurden erstklassig ausgebildet, kein anderer Wagen könnte sich dazwischendrängen.

Sie merkt sich die Strecke, so gut es geht. Zuerst war es eine Schnellstraße durch den Bois de Boulogne. Dann ging es über eine Insel, groß wie die von Notre-Dame, jedoch ohne Häuser. Wieder fuhren sie am Fluss entlang. Und schließlich auf diese Autobahn, die jetzt im Nirgendwo endet. Neben der Straße sind Gleise; hinter der Wand aus Regen ahnt sie Supermärkte, Tankstellen, Fabrikgebäude.

Eine neue Autobahn, abermals überqueren sie ein Gewässer, ein Kohlenschiff stampft lautlos unter ihnen.

Kann das immer noch die Seine sein?

Vielleicht.

Eine Sturmböe scheucht den Regen weg. Rechts sieht sie ein hell angestrahltes Stauwehr, einen Wirbel aus weißer Gischt.

Ein Ortsschild: *Carrières-sur-Seine.*

Als Teigbacke das Tempo drosselt, legt Alain das Telefon weg. »Ganz vergessen: dein Gewinn.« Er greift ins Jackett und drückt ihr ein dickes Geldbündel in die Hand. »Was wirst du dir davon kaufen?« fragt er lächelnd.

»Etwas, das für immer bleibt«, sagt sie. Sie tut die Scheine in die Chanel-Tasche zu dem gezackten Keramikmesser, das ihr Vater ihr im Lift gegeben hat.

Das Anwesen liegt am Ende einer langen Zufahrt, die durch nachtschwarze Wiesen und Weiden führt. Ein Tor öffnet sich in einer hohen Mauer. Sie halten. Die Tür der Limousine bewegt sich automatisch. Alain steigt mit ihr aus und legt seinen Arm um ihre Taille.

Auf dem Weg zum Haus hört sie Teigbackes Kaugummibläse platzen, Kies unter ihren Ballerinas knirschen, Hunde in einem Zwinger knurren. Alle Geräusche sind jetzt. Aber ihr Kopf ist auf einem fernen Planeten, der eine fremde Sonne umkreist, ein Ort, wo eine irdische Sekunde Stunden währt. Eine Sonde mit der Stimme ihres Vaters fliegt auf ihrer endlosen Reise durch den Weltraum an ihr vorbei.

Im Haus will er mit dir allein sein.

Die Männer bleiben draußen, sichern das Grundstück.

Nur du und er.

Und dann ist es nur noch ein Flüstern.

Alain macht Licht an. Sie fotografiert alles mit den Augen. Die kostbaren Möbel, den Kronleuchter, das Schachbrettmuster des Fußbodens, die gewundene Treppe in den ersten Stock. An der Wand ein Gemälde, Chaos aus Klecksen und Schlangenlinien; nichts hat einen Anfang oder ein Ende. So wie die Angst, die sie einatmet, ausatmet, der ranzige Geschmack im Mund, das Geräusch in ihrem Kopf, ein Hämmern wie von hundert Fäusten an einer Kirchenpforte.

Wir haben es oft genug trainiert.

Du bist so weit.

Du wirst mich nicht enttäuschen.